

## **Diakonie in der Gemeinde**

### **Missionarische Diakonie - diakonische Mission: Gottes Aufgabe für unsere Gemeinde**

Vortrag in der APO- Uni der Apostel-Petrus-Gemeinde in Oberhausen

am 11.10. 2011

von Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Diakonischen Werk der EKD

Liebe Schwestern und Brüder,

Erst durch die freundliche Einladung zu dieser Vortragsreihe über Diakonie habe ich überhaupt von Ihrer APO-Uni erfahren. Was für eine geniale Idee! Eine Gemeinde will lernen.. APO-Uni – das heißt doch: Glaube hat etwas mit Bildung zu tun. Der Glaube will wissen, nicht nur viel wissen und erkennen über Gott, sondern will auch wissen und erkennen, in welcher Welt wir leben, in welcher Welt wir Christus bezeugen, in welcher Welt die Menschen leben, an die wir mit unserem Auftrag gewiesen sind. Gewiss, das Leben, die Erfahrungen, die uns das Leben beibringt, sind selber schon eine Schule, eine Lebensschule. Aber auch Erfahrungen wollen reflektiert, ins Licht von Erkenntnissen gestellt werden: ins Licht der Naturwissenschaften (wenn wir Gott als Schöpfer ernst nehmen), ins Licht der Geschichte (wenn wir an die lenkende Hand Gottes glauben), ins Licht der theologischen Durchdringung (weil sich der Glaube denkerisch verantworten will, ins Licht dessen, was wir über die Seele des Menschen wissen, also der Psychologie, auch ins Licht der Medizin und anderer Wissenschaften.

Die APO will mit dem Glauben nicht in einer weltfernen Nische überleben, die es gar nicht gibt, sondern sich in ein kritisch-verbundenes Verhältnis mit der Welt begeben, in der sie als Gemeinde Jesu Christi lebt und arbeitet. „Geht hin in alle Welt“ ist nicht nur geografisch gemeint, sondern heißt auch: „Geht hinein in die Kontexte, in die Lebenswelten der Menschen, macht sie euch vertraut, studiert sie.“ Das gilt für die Verkündigung und sicherlich erst recht für den diakonischen Auftrag.

In diese Richtung geht wohl auch der Satz von Blumhardt: „Christen brauchen eine zweite Bekehrung, die Bekehrung zur Welt“- nicht um wieder Weltkinder zu werden, sondern zum Zeichen, dass Gott der Welt die Treue hält und das Werk seiner Hände nicht fahren lässt.

#### **1. Die beiden Hände Christi**

Zu meinem Thema gehört die fast wie ein Wortspiel wirkende Formulierung „Missionarische Diakonie oder diakonische Mission“. Es ist ja nicht als Alternative gemeint – sonst wäre da ein Fragezeichen. Nein, das kann nur eine These sein: Diakonie gibt es nicht ohne Mission und Mission nicht ohne Diakonie.

Es war nicht lange nach meinem Theologiestudium, als ich von einer Tagung erfuhr, die den Titel „Die beiden Hände Christi“ hatte. Gemeint war die „missionarische“ Hand und die „diakonische“ Hand Christi. Mit der missionarischen Hand wurde die Einladung zum Glauben, der Ruf in die Nachfolge Jesu bezeichnet, mit der diakonischen die Hilfe in seelischer und körperlicher Not. Und – so lesen wir ja in den Evangelien – beide Hände Christi arbeiteten eng zusammen, wie bei der Geschichte der vier Männern, die ihren Freund in Kapernaum durch ein Dach vor Jesus gebracht haben und Jesus zwei Dinge tat: Er antwortete auf die Situation mit einem Satz: „Deine Sünden sind dir vergeben“ und mit einer Tat: Er machte den Kranken gesund.

Jesus hat in Ps. 103 so etwas wie eine Folie für sein doppeltes Handeln finden können. Sie kennen den Vers: „Der dir alle deine Sünden vergibt und heilt alle deine Gebrechen“ – also

schon da ist dieses doppelte Handeln vorgegeben. Dementsprechend sendet Jesus die Jünger in Luk. 9 aus mit zwei Worten: „Predigt und heilt“.

Ich möchte diese Zweiheit, diese für die Bibel so grundlegende Polarität mit dem berühmten Gemälde von Rembrandt „Der verlorene Sohn“ etwas plastischer machen. Vielleicht kennen Sie es. Der verhärmte, an Leib und Seele beschädigte Sohn hat zurück gefunden, zurückfinden dürfen und liegt in den Armen des in großer Sehnsucht wartenden Vaters. Aber etwas hat mich beim ersten Anblick dieses Bildes geradezu schockiert: Es sind zwei anatomisch völlig verschiedenen Hände, die den Sohn umarmen, eine zarte Hand und eine breite. Das kann bei diesem Künstler ja kein Versehen sein. Diese Hände müssen unterschiedliche Funktionen haben. Auch wenn Rembrandt nicht die eine Hand die missionarische und die andere die diakonische genannt hätte – dieser Sohn bedurfte sicher beider Hände. Er brauchte die zarte, einladende Hand, die zeigt: „Es ist alles gut zwischen uns.“ Und er brauchte die diakonische, die praktische Hand, die diesen Sohn kleidet, speist, wärmt – wir sprechen heute von einer ganzheitlichen Hilfe, so wahr Gott uns ganzheitlich geschaffen hat: mit Geist, Seele, Leib und nicht ohne soziale Beziehungen. Das Entscheidende scheint mir zu sein: Beide Hände kommen aus dem gleichen liebenden Herzen und brauchen einander, damit verlorenen Söhne und Töchter Gottes heim finden zum Vater.

Noch einmal: Wenn wir von „Mission“ sprechen, kann sie nicht ohne Diakonie sein. Wenn wir von „Diakonie“ sprechen, kann sie nicht ohne Mission, genauer: Evangelisation sein! Jetzt bekommen wir eine Ahnung davon, was die ganze Mission der Gemeinde ist. Denn Jesus sagt ja: „Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20,21) – der Herzschlag des Vaters pulsiert im Sohn. Der Herzschlag des Sohnes pulsiert in den Jüngern und soll übergehen auf die Gemeinden, bis heute.

„Jünger zu machen“ ist ja nach dem Matthäus-Evangelium unser Auftrag. Aber was ist ein Jünger? Doch einer, dessen Augen auf den Meister gerichtet sind und der tut, was er den Meister tun sieht. Was sehen wir da? „Fürsorge für den kranken Leib und die wunde Seele, und eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Mitmenschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater.“<sup>1</sup>

Herausfordernd empfinde ich immer wieder, dass Jesus keine Kirche gegründet hat, sondern unterwegs war, d.h. öffentlich ansprechbar war für die Menschen, zu denen er Beziehungen aufbaute bis dahin, dass er in ihre Häuser ging. Alle Mission, egal in welcher der beiden Dimensionen, der diakonischen oder missionarischen, beginnt mit dem Aufbau von Beziehungen. Der geeignetste Ort für Beziehungsarbeit ist die Gemeinde. Dort, vor Ort, lassen sich Beziehungsarbeit.

## **2. „Diakonie“? – um Himmels willen!**

Für das theologische Seminar einer Freikirche hatte ich den Auftrag angenommen, Unterricht zu dem neu aufgenommenen Thema „Diakonie“ zu geben. Als ich in den Seminarraum kam, spürte ich eine deutliche Reserve der Studenten mir gegenüber. Es zeigte sich erst nach einiger Zeit, warum das so war: Man fand, Diakonie, das sei doch eine Sache, die mit ihrem Berufsziel „Gemeindepastor“ nichts zu tun habe. Denn mit evangelischen Krankenhäusern, mit großen diakonischen Komplexeinrichtungen, mit der diakonischen Arbeit in Altenheimen und Sozialstationen brauchten sie doch nichts zu tun haben - wollten sie auch nichts zu tun haben. Denn das sei ja „sowieso nur Sozialarbeit“, sagten sie etwas abfällig.

---

<sup>1</sup> Michael Herbst, Evangelisation und Gemeindeaufbau, in: Hartmut Bärend, Ulrich Laepple (Hrg), Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche, Neukirchen 2007, S. 81

Mich hat das nach mehreren Seiten überrascht.

Das Wort „Diakonie“ hat doch ein starkes Vorkommen im NT...Es ist dort durchweg ein Wort der Gemeinde. Lassen Sie uns doch mal schauen, wie dieses Wort dort gemeint ist. Wir entdecken dann nämlich etwas ganz Auffallendes: Dass es gar nicht in erster Linie das bedeutet, was wir heute darunter verstehen: nämlich Sozialarbeit – also Hilfe in Krankheit, Armut oder anderer Not. Ich will Ihnen das ganz kurz zeigen, ohne vom letzten Vortrag der Vortragsreihe zu viel vorweg zu nehmen:

- In Apg. begegnen wir einer „diakonia“ des Tisches (es geht um die Versorgung der Witwen), aber auch einer „diakonia“ des Wortes (es geht um die Verkündigung, die die Apostel sich zur Hauptaufgabe machen wollen.
- In Mk. 10 ist „diakonia“ die Haltung des Christen: Sein Platz ist nicht oben, sondern unten, bebildert durch Joh. 13.
- Paulus in 2. Kor. 5 spricht von der „diakonia der Versöhnung“.
- 1.Petr. 4,10 weiß etwas von den vielfältigen Gnadengaben, die in einer Gemeinde versammelt sind, und dass jeder Christ mit seinen Gnadengaben „dienen“ soll, sie also einbringen soll.
- Amt des diakonos.

### **3. Eine schmerzliche Trennungsgeschichte**

Die Studenten haben Breite dieses Begriffs „Diakonia“, aber auch seine gemeindliche Verankerung gar nicht erkannt, sondern den üblichen Begriff „Diakonie“ zugrunde gelegt: Diakonie – das ist Einrichtungsdiakonie, und die hielten sie - etwas lieblos und pauschal - für glaubensfremd, bibelfremd, gemeindefremd schlicht für unförmlich. Sie haben die schmerzliche Trennungsgeschichte zwischen Einrichtungen und Gemeinde, die sich in den letzten Jahrhunderten gewiss zugetragen hat, ganz verinnerlicht: Verkündigung – das ist Gemeinde, Diakonie, das ist die Sozialarbeit der großen Einrichtungen.

Warum sage ich „schmerzliche“ Trennungsgeschichte? Weil sich die Einrichtungsdiakonie durch die notwendige Fachlichkeit, die Professionalisierung und die Einbindung in das System unserer Gesundheitsversorgung zu einem fast geschlossenen System neben Kirche und Gemeinde entwickelt hat und der Bezug zu Glaube, Mission bzw. Evangelisation in den Hintergrund getreten ist. Das wird verstärkt noch durch eine oft tiefgreifende Entfremdung der Mitarbeitenden von der Kirche, die oft, vor allem im Osten, konfessionslos sind. Diakonie ist dort einer der größten Arbeitgeber – und genügend Nachschub von Christen gibt es nicht. Kein Wunder, dass man immer wieder von der Säkularisierung der Diakonie spricht, davon, dass Diakonie dazu tendiere, nur noch „säkulare Sozialarbeit“ zu sein, und der Bezug zur Kirche allenfalls am Logo „Diakonie“, also am Kronenkreuz erkennbar werde. Doch Vorsicht mit pauschalen Urteilen.

Ja, man muss kritisch fragen: Kann man heute in einem ev. Krankenhaus dem Evangelium begegnen und zum Glauben finden? Gibt es in einer evang. Suchtklinik und anderen Einrichtungen Angebote der Seelsorge, der Gottesdienste und Therapien, bei denen Lebenshilfe und Glaubenshilfe zusammenkommen?

Und wie können die Mitarbeitenden, die noch nie oder wenig von der Kirche, vom Evangelium, von der Bibel gehört haben (in manchen, von der Diakonie übernommenen Einrichtungen bis zu 80 %), herangeführt werden an den Glauben? Wie könnte es geschehen, dass man in der großen institutionellen Diakonie dem Evangelium begegnen kann, sei es als Hilfesuchender in einem Gottesdienst oder in der Seelsorge, sei es als Mitarbeiter in einer als christlich erkennbaren Unternehmenskultur?

Aber ich frage auch die Gemeinden, ob sie nicht ganz anders, als dass es nur vereinzelt geschieht, Beziehung aufnehmen könnten z.B. zu einem ev. Krankenhaus und zu einem ev. Altenheim und es als „ihr“ Krankenhaus und „ihr“ Altenheim, die Diakoniestation als „ihre“ Diakoniestation und die diakonische Beratungsstelle als ihre Beratungsstelle entdeckten. Das würde heißen, dass sie mit den dort professionell Arbeitenden in eine Kooperation des Besuchs, der Seelsorge und des Gottesdienstfeierns eintreten.

#### **Beispiel: Gottesdienst mit Demenzkranken**

Wenn man die Trennung zwischen Gemeinde und Einrichtung akzeptiert, gibt es Defizite auf beiden Seiten: Bei der Einrichtungsdiakonie droht der Verlust des Glaubens, der Seelsorge, der Glaubenshilfe. Auf der Gemeindeseite aber droht ein Wirklichkeitsverlust, ein Erfahrungsverlust und ein Kompetenzverlust, wenn wir die diakonischen Herausforderungen einfach abgeben und nicht vor Ort als Aufgabe der Gemeinde verstehen und mindestens mitgestalten. Ist die Gemeinde nicht ein geistliches Kraftfeld – indem sie betet, glaubt, Gottesdienst feiert und die Menschen mit Liebe umfängt? Dieses Kraftfeld umfasst auch das, was wir Diakonie und diakonisch nennen..

#### **4. Im Kraftfeld der Gemeinde**

*„Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die Jahre hindurch ‚unser Ohr am Boden‘: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach ‚nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut. Über den Gemeindebezirk sind wir seit längerem hinausgewachsen, haben Zulauf aus dem ganzen Kirchenkreis erlebt und versuchen, Menschen aus Volks- und Freikirche, aus kirchlichem und religionslosem Hintergrund zu integrieren, die Traditionellen und die Neubekehrten. Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Ist der Name Jesus wirklich im Sinne von ‚Heil und Heilung‘ unter uns präsent? Besteht die Erwartung, dass Gottes ewiges Heil sich auch in Raum und Zeit heilend auswirkt am ganzen Menschen, also an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich?“*

Was ich an diesem Zitat bemerkenswert finde ist u.a.:

1. die Diagnose, dass die Gemeinde ein Spiegelbild der Gesellschaft sei;
2. die liebevolle Benennung der Personengruppen, die schwierig dran sind;
3. dass Glaubenshilfe und Lebenshilfe, Leib und Seele, oder auch: das evangelistische Mandat und das diakonische Mandat nicht nur miteinander verknüpft sind, sondern zusammen das bewirken, was man Gemeindeaufbau nennt, so dass gesagt werden kann: mit den „Problemlauten“ baut Gott unsere Gemeinde.
4. dass das, was wir vielleicht „diakonisch, Diakonie“ nennen würden, hier „Heilung“ und „heilen“ genannt wird. Ich glaube, dass die Wortfamilie „Diakonie“, „diakonisch“, diakonos – die ja „Dienst“ bedeutet auf heilende Prozesse zielt: die Pflege genauso wie die

Schuldnerberatung, die Eheberatung genauso wie Suchtberatung oder die Tafel für die Armen..

Ich bin dankbar für dieses Zitat, weil es uns herausfordert, auf die eigene Gemeinde mit einem neuen Blick zu schauen und vielleicht auch Neues zu denken.

### **b) Beispiel Willow**

Eigentlich muss ich der APO-Gemeinde nicht von Willow Creek erzählen. Lassen Sie mich das doch tun, weil ich dabei gut illustrieren kann, was mich bewegt...

- **Monday night ministry**
- **Tafel**

## **5. Die missionarische Kraft der guten Werke (Matth. 5,16)**

Es hat m.E. eine grundlegende Bedeutung, dass Jesus damit rechnet, dass die diakonische Tat im Umfeld der Gemeinde eine missionarische Kraft hat. Mich fasziniert darum das Jesuswort in **Matth. 5,16**: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Dieser Vers bricht auch unter missionarischem Gesichtspunkt unsere Fixierung auf die werthafte Weitergabe auf und erweitert sie um eine zeichenhafte und leibhafte. Die werthafte, zeichenhafte und leibhafte Weitergabe des Glaubens ist ein Merkmal der Sendung Jesu und selbstverständlich Maßstab auch für seine Jünger: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Wir wissen ja, dass Defizite auf der Tatseite – z.B. unseres Dienstes, aber auch der Gemeinde als Ganzer – die Wirkung des Wortes hemmen.

Gegenüber der bei uns Protestanten herrschenden Gefahr einer oft folgenlosen, diakonielosen Rechtfertigungslehre rief einer meiner Lehrer, Otto Michel, einmal leidenschaftlich ins Auditorium hinein: „Paulus liebt die Tat!“ Das ist für Jesus und für die Evangelien noch viel offensichtlicher: Denken Sie an den Schluss der Bergpredigt: „Wer diese meine Worte tut, der ist wie ...“

## **6. Das Tun als Tür zum Glauben (Joh. 7,17)**

Oder denken Sie an das Jesuswort **aus dem Johannesevangelium (7,17)** das für uns einseitig rechtfertigungstheologisch werkekritisch Denkende eher verwirrend ist und darum vielleicht zu wenig zur Geltung kommt: Jesus sagt: „Wenn jemand Gottes Willen tun will, wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott ist.“ Es gibt also eine Art „Tat-Hermeneutik“, die mit der Tat anfängt, zum Glauben führt und so die Hermeneutik des Wortes ergänzt. Die Tat, von der man immer sagt, sie sei für sich genommen hermeneutisch blind und das Wort allein sei hermeneutisch leer, hat doch im Kontext des Glaubens eine Brückenfunktion zu Gott. Wir sollten als Pfarrer auf diese Seite unserer Botschaft sehr achten, um des Evangeliums willen. Dieses Jesuswort begründet für mich übrigens die Möglichkeit, Menschen zu Mitarbeitenden in Dienstgruppen aufzunehmen, auch wenn sie noch nicht im Glauben stehen – in der Perspektive, dass sie über den Dienst, über ihr Mittun, eine Brücke zu Gott finden, zumal im Kraftfeld des Evangeliums, das in der Gemeinde lebt. Ich glaube, dass das der Weg nicht weniger Konfessionsloser in der Diakonie ist – dass sie vom Mittun zum Glauben finden. Noack: Die beste missionarische Gelegenheit ist die Beteiligung der Mensch, dass sie mitmachen, dass sie gebraucht werden und so hineinfließen in die Gemeinschaft, die Gemeinde, in den Glauben.

Die Tatseite hat also eine hermeneutische wie missionarische Bedeutung und führt uns zu einer kirchengeschichtlichen Spur, auf die ich sie für einen Augenblick mitnehmen möchte.

## **7. Die Gemeinde als Spiegelbild?**

*Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als „Brennglas“ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Ist der Name Jesus wirklich im Sinne von*

*„Heil und Heilung“ unter uns präsent? Besteht die Erwartung, dass Gottes ewiges Heil sich auch in Raum und Zeit heilend auswirkt am ganzen Menschen, also an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich?“*

### **Gesellschaftliche Entwicklungen:**

- Die demografische Entwicklung:
- Die veränderte Arbeitswelt
- Die Veränderung der sozialen Lebenswelt
- Die fortschreitende Individualisierung
- Die zunehmende Polarisierung
- Die offenen Grenzen

### **8. Diakonie als Lebensform**

Da ist Sybille. Sie kennt ihren Vater nicht. Er ist mit 2 Jahren abgehauen. Die Mutter heiratet dessen jüngeren Bruder. Der trinkt und stürzt sich zu Tode. Jetzt ist sie 17. Sie besucht ihren richtigen Vater und sagt: Sie wolle Ärztin werden. „Ach, werde doch Postbeamtin, da hast du einen geregelten Job!“ Er kannte mich nicht, sagt sie, er interessierte sich nicht für mich. Und dann erzählt sie: „Ich habe längst in anderen Menschen als Väter- und auch Mütter – gefunden; wir sprechen miteinander über das, was uns bewegt, über unseren Glauben als Christen, hören einander zu, sie nehmen mich ernst. Wir teilen die Freizeit: Ausflüge, Spiele, gehen in die Sauna. Sie sind für mich Freunde, Geschwister, Wegbegleiter. An ihnen merke ich, dass Gott sich um mich kümmert. Er gibt mir die richtigen Leute zur Seite.“<sup>2</sup>#

Jemand erzählt mir jemand am Telefon, wie die Mutter eines epileptischen Kindes in einer Gemeindegruppe ihren Dank regelrecht ausschüttet darüber, dass einzelne Gemeindeglieder in einer für ihre Familie kritischen Situation Nähe und Interesse zeigten, indem sie sagten: „Ich bete für sie!“ oder einfach nachfragten. Diese Frau fühlte sich umgeben von einer Liebe, die ihr Kraft gab. Wie kann Gemeinde, noch bevor sie Diakonie organisiert, Kraftfeld sein? Wir haben hier eine unorganisierte Art von diakonischer Hilfe, von diakonischer Existenz, wir könnten sagen: „Pro-Existenz“. „Proexistenz“ heißt: „Für jemanden dasein“. Ich erinnere mich gerne an die Zeit, wie aus dem Umkreis meiner Schwester, später durch mich, dann auch durch meinen Bruder, junge Menschen in unsere Familie kamen, die Familienanschluss erhielten, auch mal mit in den Urlaub fuhren, und die dann fast automatisch in die größere Familie der Gemeinde hineingefunden haben, ohne dass das speziell geplant oder beabsichtigt war.

Man könnte diese wenig organisierte, oft ungesucht sich ergebenden Diakonie „indirekte Diakonie“ der „familia dei“ nennen. Sie hat eine aufmerksame Begegnungskultur mit offenen Haustüren und offenen Türen von Gemeinden zur Voraussetzung und ist von einer nicht zu unterschätzenden diakonische (auch missionarischen) Wirkung.

Bevor Diakonie eine Arbeitsform der Gemeinde ist, ist sie eine Lebensform der Gemeinde, eine Haltung, die Haltung der Aufmerksamkeit füreinander – die Bibel nennt das der „Liebe“. Darum die These, die ich überall verbreite: „Diakonie ist nicht, was eine Gemeinde auch noch macht, sondern was sie ausmacht.“ Ich erlebe immer wieder, wenn ich mit diesem Thema in Gemeinden oder Pfarrkonventen bin: Diakonie – auch das noch!

### **9. Diakonie als Arbeitsform**

#### **- „besuchen und finden“**

Dass die neuzeitliche Diakonie nicht mit dem Aufbau großer Hilfestrukturen anfang, sondern mit einer gemeindlichen Besuchsdienst-Arbeit, wissen die, die sich näher mit dem Leben

---

<sup>2</sup> Arbeit und Stille (4/1997), S. 12f

**Johann Hinrich Wicherns** befasst haben. Als Pfarramtskandidat (er ist nie Pfarrer geworden) war Wichern Leiter einer „Sonntagsschule“ im Hamburger Stadtteil St. Georg, einem sozialen Brennpunkt. „Sonntagsschule“ - das war eine diakonisch-missionarische Gemeindeinitiative. Sie bestand darin, dass man Kinder aus Elendsquartieren sammelte, die vor allem aufgrund der damals üblichen Kinderarbeit während der Woche keine Schule besuchen konnten. In dieser „Sonntagsschule“ lernten sie lesen, schreiben und rechnen. Klar, es war nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber einschneidend genug, um Wichern zum Begründer und „Vater der Inneren Mission“ werden zu lassen.

In einem Aufsatz mit dem vielsagenden Titel „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben“ schreibt der 24-jährige Wichern detailliert von seinen Besuchen bei verwaorsten Familien, z. B. von einem „Knaben Sievers“: *„Der Vater (Trunkenbold)...prügelt ihn fürchterlich, so dass die Nachbarn ihm zu Hilfe kommen wollten... Den ersten Rat zum Entlaufen hat er von dem kleinen Ameis erhalten. Dieser Junge ist aus demselben Grunde entlaufen wegen der Schläge, weil er jede Nacht sein Bett verunreinigt... Früher wohnten die Sievers auf einem Saal unter Dach, da war es so windig und zugig und regnete es hinein, dass der Knabe einen Augenschaden bekam... Im Sommer geht er mit seiner Mutter Holz zu suchen. Zu Hause essen sie Tag aus Tag ein trockene Kartoffeln mit Essig, Pfeffer und Mehl. Das Mehl kostet täglich 2 Schilling, aber die Sauce reicht 2 Tage hin, also täglich 1 ½ Schilling.“*

Klaus Teschner fügt dem Bericht Wicherns als Kommentar hinzu: „Soweit kann die aufsuchende Liebe also kommen, dass sie sich für Kartoffeln mit Sauce interessiert!“ (Klaus. Teschner, Das Volk – Die Vereine – Die Kirche. Wicherns erste Schritte zur Volks-Mission, in: M. Herbst / U. Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie, BEG 7, , Neukirchen 2010, 2. Aufl., S. 97).

„Die Liebe hat das scharfe Auge!“, sagt Wichern. Ob wir ein solches Auge auch für unsere Kinder im Kindergarten, für unsere Konfirmanden und Jugendlichen, für die Kranken und Alten haben? Und ob der Satz für unsere Gemeinde stimmt, den der Diakoniker P. H. Zellfelder-Held schreibt: **„Niemand als die Gemeinde ist kompetenter für das, was im Stadtteil, im Ort los ist, wie es den Menschen geht, wo die Nöte sind, was sie brauchen“** (Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Neuendettelsau, 2002, S. 20)? Bei einem mir gut erinnerlichen Besuchsprojekt am linken Niederrhein vor Jahren hörte ich bei der Auswertung immer wieder: „Wir kannten diese Ecken unseres Ortes gar nicht.“ „Wir wussten gar nicht, dass hier Menschen in betreutem Wohnen oder dass hier Asylanten und Arme wohnen!“ Aber nun kannten sie „diese Ecken“. **Besuchsdienst-Arbeit ist Gemeindeerkundung** – wobei „Gemeinde“ hier auch „Kommune“ meint. Gemeindeerkundungen führen zu Begegnungen und zum Aufbau von Beziehungen. Von Natur aus sind wir samt unseren Gemeinden allerdings eher begegnungsscheu und milieuverengt. Wir neigen dazu, nur unserergleichen begegnen zu wollen. Begegnung mit denen, die anders sind als wir, ist aber eine Übung, der wir uns um Jesu willen stellen sollten: beim Begrüßen, beim Besuchen, bei der Feier des Abendmahls, im Alltag. Denn die Kleinen, die Armen, die Kinder, die Schuldigen, die Schwachen sollen wissen und erleben dürfen: Bei der Gemeinde - da sind wir willkommen!

#### **- Heilende Dienst in der Gemeinde entdecken und leben**

„Wir brauchen Gemeinden, von denen heilende Kräfte ausgehen, Orte, an denen sich das Evangelium heilsam auf Geist, Seele, Körper und die verletzten Sozialbeziehungen von Menschen auswirkt. Gemeinde Jesu Christi - das ist nicht nur ‚ein Land des Glaubens‘. Das ist ... ein ‚Heil-Land‘. Es gilt, ein neues Bewusstsein zu wecken für die Teilhabe aller Gemeindeglieder **am heilenden Dienst der Kirche Jesu Christi**“ (Burghard Krause, zit. bei Ulrich Laepple, Gemeinde als Heil-Land, AMD-Studienbrief D 23, S.2)

In einem Workshop mit Besuchsdienst-Mitarbeitenden zum Thema „**Segen und Segnen**“ schien für die meisten klar: „Das darf nur der Pfarrer“, nämlich segnen. Wir versuchten nicht nur, diese Verengung mit Hinweis auf ein biblisch-theologisches Gemeindeverständnis zu korrigieren, sondern übten auch das Segnen selber ein. „Legen Sie bitte einmal die Hand auf die Schulter Ihrer Nachbarin und sprechen Sie: „Der Herr segne dich!“ Sie taten es zögernd – und bei einigen liefen sofort die Tränen. Es sollte doch nur eine Übung sein, aber es war schon der Ernstfall. Wir lernten dabei: Geschenkte Nähe ist etwas Kostbares. Berührende, segnende Nähe ist eine Gottesgabe. Und sie macht auch diejenigen dankbar, die sie weitergeben dürfen.

Persönliches Segnen gehört zu den heilenden Diensten der Gemeinde. Manche erweitern sie durch die **Salbungshandlung** wie in der Thomasmesse. Taizé-Andachten können mit dem Angebot der Segnung verbunden werden. Auch die Befreiung von Belastungen und die Heilung von Erinnerungen durch **Beichte und Vergebung** ist ein heilender Dienst. Die **Neuentdeckung des Krankengebets** (auf der Spur von Jak. 5, 13-16) gehört in immer mehr Gemeinden neben den Krankenbesuchen, dem Krankenabendmahl und der Fürbitte im Gottesdienst zur seelsorgerlichen Praxis der Gemeinden. Auch **in Hauskreisen** können, im Schutzraum einer tragenden Gruppe, heilende Prozesse ausgelöst werden.

Wir haben in den Gemeinden weithin keine überzeugenden Angebote für **Menschen in Trauer**. Das gemeindliche Angebot endet meist mit der Bestattung. Das ist ein Miasstand. Jürgen Dusza öffnet uns in seinem Buch „Trauerbegleitung in der Gemeindepraxis“ die Augen für die tragende Rolle, die die Gemeinde für der Trauerbegleitung spielen kann: Sie reicht vom Beisein beim Sterben über das Trauergespräch, die Bestattung, den Besuch bei Trauernden, das Angebot einer Trauergruppe und der kleinen Feier des Totengedenkens bis hin zur Einrichtung eines Trauercafés. Trauern ist ein komplizierter Prozess. Sie braucht ihre Zeit. Die Gemeinde kann ein Netz von Menschen, Räumen und Gelegenheiten anbieten, in dem Wunden des Verlusts heilen.

Aber heilende Dienste in der Gemeinde ergeben sich nicht von allein. Wir sollten für die heilende Dimension des Gemeindeseins ein Bewusstsein schaffen, diese Dienste durch Schulung, Beauftragung und durch die Verkündigung fördern - wobei nichts davon zur „Masche“ werden darf, zur bloßen Technik oder auch nur zur unreflektierten Selbstverständlichkeit.

Eine eindrückliche Weise, psychisch verwundete und labil gewordene Menschen in der Gemeinde zu begleiten, ist die Selbsthilfe-Arbeit der „**endlich-leben-Gruppen**“. Dem steigenden Druck und den vielfältigen Anforderungen des Alltags sind viele Menschen nicht mehr gewachsen. Sie verstricken sich in Verhaltens- und Reaktionsmuster, in denen sie eigentlich gar nicht leben wollen. Sie spüren: „So kann es mit mir nicht weitergehen!“ Nach einem (den „Anonymen Alkoholikern“ in der Form ähnlichen, inhaltlich aber anders verlaufenden) 12-Schritte-Programm bietet die Selbsthilfe-Arbeit von endlich-leben-Gruppen den Menschen Wege aus zerstörerischen Abhängigkeiten und ungesunden Verhaltensweisen an. Viele Gemeinden haben mit dem Netzwerk „endlich leben“ und der Einrichtung von solchen Gruppen gute Erfahrungen gemacht (vgl. [www.endlich-leben.net](http://www.endlich-leben.net) und andere Fundstellen zum Stichwort).

## **10. Gemeinde als Anlaufstelle im Gemeinwesen**

„**Gemeinwesendiakonie**“ ist ein Stichwort, das in Kirche und Diakonie heute oben auf der Tagesordnung steht. Sie bedeutet Präsenz und Aktion der Gemeinde im sozialen Lebensraum - in Mehrgenerationenhäusern oder in Gemeindehäusern. **Gemeindehäuser** können heute nicht mehr überall gehalten werden. Sie werden darum häufig umgewidmet und von Kommune und Kirchengemeinde genutzt, d.h.: beide bieten Räume, Veranstaltungen und Dienste am gleichen Ort an. Das führt ganz natürlich zu Informationsaustausch und zu Kooperationen.

Auch gemeindliche „**Familienzentren**“ gehören zu den Beispielen einer Gemeinwesendiakonie, bei denen die Arbeit der Gemeinde in die soziale Öffentlichkeit des jeweiligen Ortes hineinragt. In einem sozialen Brennpunkt Berlins, dem Märkischen Viertel, haben sich zwei landeskirchliche Gemeinden zusammengetan, um im Quartier, das ein hohes Maß an Kinderarmut, Schulproblemen, materieller Not bis hin zur Verwahrlosung zeigt, besser präsent zu sein. Das Familienzentrum schafft Vernetzung mit anderen sozialen Organisationen der Kommune, auch Schulen. In der Zukunftswerkstatt der Gemeinde entstanden als Arbeitszweige des Zentrums eine Hausaufgabenhilfe, ein Begegnungscafé und ein „Streetteam“, das „draußen“ in der Öffentlichkeit auftritt und diverse Hilfen anbietet. Eine freikirchliche Gemeinde, die eine KiTa zum Familienzentrum ausgebaut hat und Bildung, Beratung und Integration mit gemeindlichen Veranstaltungen zu verbinden sucht, zieht das Fazit: *„Die Kirchengemeinde erlebt das Familienzentrum bereichernd durch eine größere Zahl an Kontakten zu Eltern, die keinen Gemeindebezug haben, durch einen erweiterten Kreis von Ehrenamtlichen aus der Elternschaft, die sich mit Enthusiasmus und Idealismus einbringen. Als Familienzentrum in christlicher Trägerschaft verstehen wir unseren Auftrag diakonisch und missionarisch. Besonders das ‚Missionarische‘ erfordert sensibles Vorgehen und transparentes Handeln. Den vielen Kindern und Eltern sowie den Großeltern wollen wir diese wichtigste Nachricht der Welt weitergeben. Dafür suchen wir immer wieder neue Wege der Kommunikation und der Beteiligung.“* (Beide Beispiele aus *mi-di*, AMD-Informationszeitschrift zu Mission und Diakonie, Nr.7, 2011, S. 2ff).